

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rhein-Befreiung

Hellpach, Willy

Karlsruhe, 1930

[Rede]

[urn:nbn:de:bsz:31-139698](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-139698)

„Nur vorwärts, nur vorwärts, ihr Brüder!
Dem Kampf wird die Palme doch sein.
In die Werkstatt des Geistes hernieder
Entsenkt sich vom Himmel der Schein.
Seht, wie sich der Lichtstrom verbreitet!
Und die Glocke der Zukunft, sie läutet
Zum Frühlingsfest dem deutschen Vaterland.“

Hochansehnliche Fei ergemeinde!

Viele in Ihren Reihen kennen diese Verse; viele mögen sie oftmals gesungen haben, in der Schulklasse oder auf der Burschenkneipe, beim festlichen Bankett oder auf heimatfrohem Marsche. Ein vergessener Poetenname steht in den Liederbüchern darunter, ein Epigone Ernst Moritz Arndts hat sie gedichtet, beschwingt vom Hochgefühl jener Jahre vor und um 1848, da die Deutschen eine kleine Weile lang wä hnten, ihr einiges Volksreich sich selber schaffen zu können. Der Traum zerstob vor der härteren Wirklichkeit, die Zeit schien noch nicht erfüllet, die Nation noch nicht mündig; nach dumpfer und ohnmächtiger Pause, nach beschämendem und entehrendem Zwischenakt, den für immer der Name Olmütz kennzeichnet als ein zweites Jena der preußischen Politik, trat der Genius auf den Plan, gestaltete das kleindeutsche Reich aus ganz anderen Kräften und auf ganz anderen Wegen, als das Volk geahnt und ersehnt hatte, und legte es diesem Volke in den Schoß. Nur soldatisch hatte ein Bruchteil der Nation an dem schöpferischen Handeln Bismarcks mitwirken können, in drei Feldzügen, kleinen Feldzügen, wenn man sie an der Dauer des Dreißigjährigen, des Siebenjährigen, des Befreiungskrieges und des Weltkrieges mißt, kurz an Dauer und klein an Opfern, unvergleichlich groß aber in ihrem innersten Wesen — denn die unerhörte, fast mystisch anmutende Doppelung trug sich zu, daß in großartiger Steigerung von 1864 bis 1870 der Krieg wieder ein Werkzeug der Politik ward, das

weder dem entglitt, der ihm das Modell zeichnete, dem Staatsmann, noch jemals in dessen Hand versagte, der das Werkzeug selber führte, des Feldherrn: Staatsmann und Feldherr waren von ebenbürtigem Genierang, und waren dennoch Zwei, zwei denkbar verschieden geartete Persönlichkeiten, Bismarck und Moltke. An Aufwand des Materials und Aufgebot der Menschenmassen, an Ausdehnung der Fronten und Heldentum des Duldens hat der Weltkrieg jene Feldzüge um ein Vielfaches, inkommensurabel, überboten, aber an Zielsicherheit der politischen und an Erfolgsicherheit der strategischen Kriegsführung läßt er sich mit ihnen gar nicht vergleichen: „In die Werkstatt des Geistes hernieder entsenkt sich vom Himmel der Schein,“ möchte man mit unserem Liede ausrufen, wenn die Namen Königgrätz und Sedan emporleuchten, in denen versinnbildlicht bleibt, wie der Genius des Feldherrn dem Genius des Staatsmannes zu dienen vermag, um zu verwirklichen, was dem Genius der Nation dunkel und unerreichbar als volkstümlicher Traumgedanke vorschwebte. In der Werkstatt des schöpferischen Geistes ist das Reich geschaffen worden; leider wurde es nicht in der Werkstatt des Alltagsgeistes ebenso sicher gehärtet und befestigt. Zu bequem ließ das Volk, besonders seit es ihm materiell gut und immer besser ging, sich das Geschenk der Genien gefallen; es erwarb nicht, um erst ganz zu besitzen, was es von den Vätern ererbte hatte; daß das Deutsche Reich da, blühend und mächtig, angesehen und wachsend sei, galt jeder neuen Generation immer mehr als Selbstverständlichkeit. Darum war diese deutsche Nation wie betäubt, als sie sich, nach fast anderthalb Menschenaltern scheinbar unangefochtener Reichsherrlichkeit, im August 1914 vor einen Existenzkampf, vor ein Ringen um Sein oder Nichtsein dieses Reiches gestellt sah; und noch dauert bei vielen unseres Volkes die Betäubung fort, weil das Ringen um Sein oder Nichtsein fort dauert, im sechzehnten Jahre nunmehr, und ein Ende auch für die neu heraufsteigenden Geschlechter gar nicht abzusehen ist. Denn was wir in dieser Feierstunde begehen, den Markstein der 24. Stunde des 30. Juni 1930, das Ereignis des Abzugs letzter fremdmilitärischer Besetzung deutschen Reichsbodens, ist kein Abschluß jenes Ringens. Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn wir der Befreiung des Rheins eine so leichtherzige Deutung unterstellen wollten. Auch nach dem 1. Juli 1930 geht das deutsche Lebensringen weiter, das Ringen um Deutsch-

lands Bestand und um Deutschlands Vollendung, um Deutschlands Würde und um Deutschlands Geltung — es geht weiter am Rhein selber, der in eine internationale Ausnahmegesetzgebung verstrickt bleibt, an der Saar, deren Land und Volk keinesfalls zu einem bloßen geschäftlichen Tauschobjekt herabgewürdigt werden dürfen, an der unteren Weichsel, deren groteske Korridorisierung die räumliche Einheit des Reiches zerschnitten hat und wichtige Glieder ostdeutschen Landes mit der Abschnürung vom Reiche, mit Zerrüttung und Entdeutschung bedroht, an der oberen Oder, wo eine Grenzföhrung noch schreienderen Unrechts wirtschaftliche und völkische Lebenszusammenhänge sinnwidrig und rechtswidrig durchschneidet, an der mittleren Donau und im ganzen Ostalpenland, wo die südliche Ostmark des alten Deutschland, das Öster-Reich, dem neuen Deutschland zugegliedert werden muß, und — wir werden nicht aufhören es auszusprechen, auch nicht irgendeiner diplomatischen Taktik zuliebe — an der oberen Etsch, wo urdeutsches Volkstum, ein prangend-schönes Deutsch-Land voll ältestem, ergreifendstem deutschem Geisttum in die Fesseln lateinischer Despotie geschlagen ist. Die nächsten und die letzten Ziele des Ringens werden von Schauplatz zu Schauplatz, von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt verschiedene sein, sie lassen sich keineswegs in den einen gewaltsamen und blutschimmernden Begriff der Rückeroberung zusammenzwängen. Niemand vermag heute abzusehen, welches Ausmaß deutschen Bodens und deutschen Volkstums dereinst zum Reiche heimkehren, welches von ihm abgetrennt bleiben wird, aber unser Ringen gilt gerade auch dem deutschen Volkstum der Diaspora, dem Deutschland der Abtrennung und Zerstreuung: wo Deutsche leben und deutsch bleiben wollen, dort müssen sie des sittlich-politischen Schutzes durchs Reich gewiß sein! Die Zeiten eines machiavellisch kühlen Desinteresses sind vorüber, die Nationen haben eine unsichtbare Existenz jenseits ihrer sichtbaren Grenzen gewonnen, und keine Macht, kein Staat darf auf freundliche oder freundschaftliche Gesinnung des Deutschen Reiches bauen, der Deutsche in seinen Grenzen tritt oder zertritt, verfolgt und verfemt. Ja, die unsichtbare und ungreifbare und doch höchst lebendige Existenz einer Nation reicht noch weiter, sie ist nicht nur eine völkische, sie ist auch eine sittliche Tatsache: unser Ringen um Sein oder Nichtsein zielt auch auf das Niederringen der lügnerischen Verfemung

Deutschlands, auf welche die Friedensverträge aufgebaut worden sind, und gerade je klarer die mündige Nation sich ihrer Mitverantwortung für die vergangenen Irrungen deutscher amtlicher Politik bewußt wird, um so leidenschaftlicher muß sie sich dagegen auflehnen, daß Völker, welche Partei waren, sich ein Schuldgericht anmaßen, das überhaupt nie und nirgends eine andere Instanz als die Geschichte selber zu bilden vermag. Das Ringen aber kehrt, den Zirkel schließend, aus diesen Höhen der moralischen Befreiungspolitik wieder herab auf den nüchternen Boden der materiellen Nöte und gilt schließlich jenen unverständigen, weltzerrüttenden Schuldauflagen, die auf unsere Schultern gelegt worden sind und ohne deren verständige Begrenzung nach Höhe und Dauer der ganze abendländische Kulturkreis aus den gefährlichen Krisen nicht herausfinden wird, von denen er heute, ohne Unterschied Besiegten- und Siegerländer, fiebrig geschüttelt und durchgiftet wird.

Ja, ihr alle hier vor mir, die ihr den Krieg selber schon nicht mehr mit Bewußtsein erlebt habt, nicht mehr mit Bewußtsein die Niederlage, den Zusammenbruch, die Umwälzung, den Friedensschluß, die Nachkriegswirren der Putsche und Revolten, in Wirtschaft und Währung, den Albtraum der Inflation und die Schreckenswirklichkeit des Ruhrkampfes, nicht mehr mit Bewußtsein das ganze phantastisch furchtbare Geschehen des Jahrzehnts von 1914 bis 1924, ihr Jüngsten in diesen Reihen, an deren zwölfjähriger Seele die grausame Kur der Deflation und die Ausrottung des Separatistengesindels wie ein ferner und dunkler Spuk vorübergerauscht ist — und nun erst recht alle, die noch ferner und fremder dem damaligen Geschehen jetzt heraufwachsen: ihr alle tretet zwangsläufig in dieses große Ringen Deutschlands ein, seid und werdet hineingeboren, und keiner von uns heute Lebenden weiß, wann endlich ein Geschlecht das Licht der Welt erblicken mag, dem es beschieden ist, wieder ausschließlich positive deutsche Aufgaben sich stellen zu dürfen, weil das Losringen aus den Ketten des verlorenen Krieges vollendet sein wird.

Aber eine Kette ist an der Schwelle dieses Julimondes 1930 durchfeilt, ist von unseren Gliedern abgestreift! Unverzeihlicher Frevel wäre es, dies zu verkennen, dies zu verkleinern; schlechte Deutsche oder dumme Deutsche sind es, wenn sich in diesen Tagen

welche aus subalternem Parteiismus abseits stellen, wenn sie vor diesem Markstein der Rheinbefreiung die Augen, vor denen schon verfärbend und verzerrend genug die Parteibrille sitzt, noch mit den Spinnweben einer Verkleinerungssucht verschmieren, die das geschichtlich Bedeutende nicht sehen will, weil es nicht in ihren demagogischen Kleinkram paßt. Es ist noch keine zwei Jahre her, daß kundige Männer und Völker draußen in der Welt nicht an den baldigen Abzug des militärischen Frankreich vom Rhein geglaubt haben. Im Oktober 1928 war es, daß einer der unterrichtetsten und urteilsreifsten Schweizer mir in vertraulichem politischen Gespräch sagte: er wage gar nicht an das Jahr 1935 zu denken und was dann in der Welt geschehen werde, wenn die Franzosen eine Formel fänden, diesen Endtermin der Besetzung geflissentlich zu ignorieren. Es war im Januar 1928 in Wien, daß ein Diplomat, es war im März 1928 in Warschau, daß ein führender auslandspolitischer Publizist mir in ungewollter Übereinstimmung sorgenvoll sagten: Niemand glaube dort, an der Donau und an der Weichsel, daß die Franzosen in irgendwie absehbarer Zeit willens seien, den Rhein zu verlassen. Es war ein deutscher Gesandter draußen in der überseeischen Welt, der mir vor kurzem als allgemeine Auffassung seiner Gastnation, eines dem kriegführenden und dem besiegten Deutschland besonders freundlich gesinnten Volkes, erzählte: noch während der Pariser Finanzsachverständigenkonferenz im vorigen Sommer und anlässlich ihrer mannigfachen kritischen Zuspitzungen hätte man dort achselzuckend geurteilt: wozu all das Theater! vom Rhein geht das französische Militär in irgendwie absehbarer Zeit ja doch nicht fort.

Nun ist es fort. Der Rhein ist von fremder Okkupation frei. Wie ist das gekommen? Welche Kraft hat vollbracht, was vor so kurzem noch keine Einsicht für wahrscheinlich hielt?

Diese Kraft heißt: Politik.

Als vor 60 Jahren Emanuel Geibel angesichts der überwältigenden deutschen Siege auf französischem Boden die Glocken von Turm zu Turm „frohlocken“ hieß, da war es das hinreißende Erleben soldatischen Triumphes, das ihn wie die Nation beflügelte und erfüllte. Es ist charakteristisch, daß nicht der 18. Januar, an dem Bismarcks Genius nach übermenschlichem Ringen sein wesentliches Ziel erreichte, sondern der Tag von Sedan, der Ruhmes- und Vollendungstag Moltkes, das deutsche Nationalfest ward, an dem alljährlich der

Enthusiasmus des jungen Reiches sich entzündete. Wie oft habe ich selber noch in meiner Knabenzeit, in jenen achtziger Jahren, da des Fürsten Bismarck innere Politik ihm breite Massen mehr und mehr entfremdete und ihn immer schwerer parlamentarische Mehrheiten finden ließ — wie oft habe ich damals das Urteil vernommen: nicht er, sondern Graf Moltke sei der eigentliche Reichsgründer gewesen, allenfalls zusammen mit dem Kriegsminister v. Roon, der dem Feldherrn das Werkzeug zum Siege geschmiedet habe. Es war der gefährliche Anfang des Vergessens der einst von Clausewitz der Nation eingehämmerten, auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege gewachsenen Wahrheit, daß der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln sei. Worum Bismarck schon 1866 und dann wieder 1870 auf 71 bis an die Grenze seiner Nervenkraft gerungen, was er sich immer wieder zu erkämpfen gewußt hatte, auch gegen den Moltke von Königgrätz und von Sedan: den Primat der Politik vor dem Militär — das gab die Staatskunst, richtiger die Staatsunkunst des Weltkrieges durch die Schuld unzulänglicher Staatsmänner preis; sie ließ es geschehen, daß die größte, die ruhmreichste Armee der Erde sich selber und ihr Volk zu Tode siegte. Und als wollte die geschichtliche Vorsehung das 1918 zerbrochene Deutschland in eisern harter Schule zu der richtigen Wertung politischen Werkes noch erst erziehen, nahm sie ihm seine Wehrmacht, verurteilte sie es zur völligen militärischen Ohnmacht und stellte es vor die schier unlösbare Aufgabe, ausschließlich mit den Mitteln aus der Werkstatt des Geistes, des politischen Denkens und Verhandeln den Weg ins Freie sich zu bahnen: 110 Jahre, nachdem Fichte, sozusagen der erste und einzig wahrhafte Nationalsozialist der Deutschen (o, setzten seine Nachfahren von heute ihn als ihren Evangelisten ein: wie bald würde dann Deutschland sich ihrer Bewegung freuen können!), seine Reden an die deutsche Nation gehalten, war wiederum Tatbestand geworden, was er in ihrer 14ten ausgerufen: „Jetzt stehen wir da — rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selber sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist oder nicht ist.“

Und es zeigte sich.

Lassen Sie uns zuerst voll tiefer Dankbarkeit der beiden Deutschen gedenken, die, fast möchte man sagen, allein, in jenen dunklen Tagen des deutschen Zusammenbruchs den Kopf oben behielten und

die ganze Wucht der ordnenden Verantwortung auf sich luden —, verschieden an Ursprung, aus dem deutschen Südwesten der eine, aus dem deutschen Nordosten der andere, jener aus dem heitersten und lässigsten, dieser aus dem ernstesten und strengsten Deutschland, der Südwestliche aus namenlosem Pfälzer Kleinleutetum kommend, der Nordöstliche aus namensaltem preußischen Adel stammend, jener ein Zögling der Volksschule und des harten, ihn umherwerfenden Lebens, dieser ein Zögling der preußischen Kadettenanstalt und des preußischen Generalstabes, der eine all seine umfassende und durchdringende Bildung sich selber mühselig erkämpfend, der andere alle bestimmte und gemessene Formung von der festen Überlieferung empfangend: Friedrich Ebert und Paul v. Hindenburg, ohne deren beider Kaltblütigkeit und Willensfestigkeit wir jene Wochen der Auflösung kaum überstanden hätten. Diese beiden miteinander an die Spitze der nach uraltem germanischen Recht nun ihr Oberhaupt sich wieder selber setzenden Nation gestellt zu haben, ist allein ein hoher Ruhmestitel für den klaren politischen Verstand dieser unpolitisch gescholtenen deutschen Nation. Auf der Brücke zwischen der ersten und der zweiten republikanischen Reichspräsidentschaft aber steht der Staatsmann der Rheinbefreiung, denn als solcher wird er in die Geschichte eingehen: Dr. Gustav Stresemann, ein Sohn des politisch kleinsten Volkes, das es in Deutschland gab, des berlinischen Kleinbürgertums der Vorstadt, und durch keine wirkliche politische Schule gegangen. Denn wenn die Bismarckzeit auch für den Reichstagsabgeordneten fraglos noch eine solche Schule gewesen war, die Vorkriegszeit, das dritte Kaisertum, war es nicht mehr, bot dem jungen Parlamentarier allenfalls politische Dressur in der wirkungslosesten Enge. Fast schien es, als sollte Stresemann dieser Enge und Dressur seiner Lehrjahre nie entwachsen: nachdem kurz-sichtiges Eifern ihm den Zutritt zum neuen Lager einer bürgerlichen Demokratie versperrt hatte, blieb er an der Spitze der selber gegründeten, gerade nur mittelstarken Partei ein ganzes Jahr fünf lang in Opposition und Hintergrund, hing unklaren Ideen von einem wiederkommenden Volkskaisertum an und ward auch von solchen, die ihn aus der Nähe kannten, als ein parlamentarischer Taktiker und Routinier beurteilt, der weder einem Rathenau links, noch einem Helfferich rechts an politischen Gaben vergleichbar schien. Da plötzlich legitimierte er sich, indem er seine Stunde begriff, seine

Sendung ergriff. Im Augenblick der ratlosesten nationalen Not, im Zusammenbruch des heroischen Ruhrkampfes und des Versagens ehrenwerter, aber unpolitischer leitender Männer, die diesen Kampf gedeckt, nicht geführt hatten, sprang Gustav Stresemann verantwortungstapfer an jenem 13. August 1923 auf den Scherbenhaufen der deutschen Politik und riß das verzagt niedersinkende Banner der Führung an sich. Masaryks weises Wort erwies sich wieder einmal, daß man Großes nur vollbringen kann, wenn man keine Todesfurcht kennt. Stresemanns Gestalt ist von vielen Wesensschlacken, die dem Berliner Kleinbürgersohn, dem sächsischen Verbandssyndikus, dem parlamentarischen Parteiroutinier anhafteten, allein schon gereinigt und geadelt durch seine fünfjährige Todesbereitschaft. Denn, abgesehen von der tätlichen Bedrohung durch mörderisches Pack, die er nach Rathenaus Schicksal in Tausenden von anonymen Ankündigungen bis zuletzt zu gewärtigen hatte, wußte er von Jahr zu Jahr genauer, welch tückisches Leiden seinen Körper zernagte; wußte, daß er sein Leben durch Ruhe, Schonung, Pflege unberechenbar verlängern konnte; aber all das focht ihn nicht an, denn schnell offenbarte sich, daß dieser anscheinend mittelmäßige Mensch mit und an seiner Aufgabe immer höher wuchs, von der er wahrhaft besessen war: der Aufgabe, nach dem abermaligen Fehlschlag jedes gewaltsamen Versuches, nach dem kläglichen Insichzusammenbruch zweier innerpolitischen Putsche, Dutzender von regionalen Revolten, den Weg ins Freie nur mit den Instrumenten aus der Werkstatt des Geistes zu bahnen, in und mit diesem machtlosen Deutschland nur Politik zu treiben. Politik, hinter der keine Armee, keine Tradition, keine Beziehung, kein Bündnis und nicht einmal das Genie stand, sondern nichts als ihr eigenes politisches Wollen, Erkennen und Können. Stresemann, der kein geborener Staatsmann war, ist das Vorbild, das erste deutsche Bild des aus sich heraus gewordenen Staatsmannes — und darin liegt, neben dem Erfolg seines Wirkens, den heute mitzuerleben ihm tragisch versagt blieb, seine beispielhafte Bedeutung für die Deutschen über sein Grab hinaus. In ihm hat sich die lähmende Legende zerstört, daß eine Nation als Ganzes unpolitisch sei und bleiben müsse, immer warten müsse auf den Zufall des seltenen politischen Genies, das für sie dann eine Weile lang das politische Schicksal schmiede und ihr selber das „Frohlocken“ zuweise. In ihm ist der Erfolg politischer Selbsterziehung, des Staats-

mann-Werdens, verkörpert — ein Tatbestand und Wertbestand, den die älteren politischen Völker längst kennen und auf den England ganz wesentlich seine politische Weltstellung gründet. Stresemanns Wirken hat den Wunderglauben an das politische Genie und den Aberglauben an den politischen Fachmann widerlegt. Seine Gestalt ermutigt uns Deutsche zur Politik, die keine schwarze Geheimkunst ist, sondern das entschlossene Wirken aus mutig übernommener Verantwortung für den Staat, mit allen geistigen, sittlichen und physischen Kräften, so wie es der Freiherr vom Stein, diese tragisch unvollendete Gestalt, seinem Volke zugedacht und als Vermächtnis hinterlassen hat, das zu vollziehen erst unseren Geschlechtern beschieden ist.

Gustav Stresemann, der, wie Sie wissen, weder mit einer anziehenden Erscheinung noch mit einer einnehmenden Stimme ausgerüstet, dennoch als Redner nach wenigen Sätzen durch die rein geistige und sittliche Energie, die von ihm ausging, die Menschen zu bannen vermochte, hat auch den rechten Gebrauch der rechten Formeln in der Politik wieder zu Ehren gebracht — eine Kunst, durch die uns unsere westlichen Gegner in der Kriegsrhetorik so unermeßlich überlegen geworden waren. Das trübselige und ein wenig knechtsinnige Wort von der Erfüllungspolitik hat er durch das zuversichtlichere und selbstgewissere von der Befreiungspolitik ersetzt. Aber er nahm die einmal gewählte Formel bitter ernst: er deklamierte nicht Befreiung, sondern er wirkte sie, bis zur Selbstaufopferung; er hatte kein anderes Werkzeug des politischen Handelns als das politische Verhandeln, keinen andern Weg der Entkettung als den Weg der Verständigung. Der Weg wurde viel länger, viel beschwerlicher, die Stillstände auf ihm viel zahlreicher und langwieriger, als der politische Elan es anfangs und namentlich in der südlich gaukelnden Luft von Locarno geahnt: an dem Wege ließ sich der immer mehr Staatsmann werdende Politiker nicht irremachen, nicht an der Zielsetzung, nicht an der Erfolgsgewißheit. Immer sichtbarer erzog er sich zu einer der unerläßlichsten und höchsten politischen Tugenden, der Geduld (der die römische Kirche und das britische Weltreich einen Teil ihres Daseins und ihrer Kraft verdanken); es ist die Tugend, zu der auch das ganze deutsche Volk sich unverdrossen erziehen muß, wenn es politisch bleiben — und das heißt nichts Geringeres, als wenn es am Leben und in Gel-

tung auf Erden bleiben will. Aristide Briand, Stresemanns französischer Gegen- und Mitspieler, dessen Gesinnung und Kraft unser Außenminister wohl in mancher Stunde überschätzte, hat (in seiner Locarnoredede am 26. Februar 1926) vor der französischen Kammer die Deutschen „eine große Nation“ genannt. Wir aber werden uns die Wertung des Gegners nur verdienen, wenn wir das Hohelied der Politik verstehen, das uns die Befreiungsglocken am Rhein geläutet haben, und wenn wir es leben.

Gewiß fällt das vielen unter uns nicht leicht, und der innenpolitische Jammer der letzten Wochen macht es keinem leicht, an Politik zu glauben und Politik zu wirken, die etwas anderes als „ein garstig Lied“ sei: miserabler Egoismus, kleinlicher Schacher, nichtswürdiges Ränkespiel, wechselseitige Überlistung, gemeine Schadenfreude, Kriechen vor der Macht und Vergewaltigung der Ohnmacht — ungefähr die Inkarnation alles Schlechten, ja des Bösen in dieser Welt; Machiavellismus, jene politische Doktrin, gegen die schon der jugendliche Kronprinz Friedrich sich auflehnte und mit welcher er als alter Fritz immer aufs neue ergreifend gerungen hat. Es gehört zu den epochalen Eigenschaften der deutschen Rheinbefreiungspolitik, daß ihr der Machiavellismus verschlossen war. Es zählt zu den vorbildlichen Wesenszügen des Rheinbefreiungsstaatsmannes, daß er jeder Versuchung zur Zweideutigkeit in seiner Staatskunst widerstanden hat. Hier ist einmal Politik mit sittlichem Ziel und sachlichen Mitteln getrieben worden; wir lassen uns nicht daran irremachen, daß gerade damit ihr Erfolg gewährleistet wurde, wir lassen uns nicht daran irremachen, daß jung heraufwachsende Geschlechter sich nach solcher und nur nach solcher Politik sehnen, die nur sittliche Ziele setzt und nur sachliche Mittel kennt und damit im 20. Jahrhundert endlich den politischen Machiavellismus überwindet, dem das alte Abendland Europa zuallermeist seine Zerfleischung und Erniedrigung, die Einbuße seiner Weltstellung, den Abrutsch in die zweite Größenordnung zu danken hat. Ließen wir uns daran irremachen, so wäre das politische Dasein nicht wert, gelebt zu werden, und die Befreiung des Rheins bedeutete eine Episode, auf die geschichtlich nicht viel ankäme.

Eben darum aber, hochansehnliche Feierversammlung, eben darum dürfen wir keine Stunde müßig verstreichen lassen, um jene sittlich-sachliche Politik ungebrochen weiterzuführen. Das heißt:

um aus ihr vor der ganzen gesitteten Welt die Folgerung anzumelden, die sich uns Deutschen aus dem schweren und trüben Erlebnis dieses Besetzungsjahrzwölfts ergibt. Erlauben Sie mir, daß ich diese Folgerung in unserer besinnlichen Feierstunde mit allem Ernst und aller Klarheit formuliere. Diese über elfeinhalb Jahre haben es demonstriert, daß die militärische Besetzung eines Landes, dessen Volk den Frieden unterzeichnet hat, durch eine der Kriegsparteien eine unsittliche und unsachliche Barbarei ist, selbst dort, wo die schonendsten Formen dafür gewählt werden, überlebt, fallreif, ein völkerrechtlicher Fremdkörper, ein brandiger Appendix, der ausgeschnitten werden muß aus dem Weltorganismus des 20. Jahrhunderts. Wir rufen als Forderung Deutschlands an die Welt aus die völkerrechtliche Abschaffung jeder kriegsparteilichen soldatischen Besetzung, wir sprechen es als eine programmatische Verpflichtung aus, vor die wir die amtliche deutsche Außenpolitik gestellt sehen, mit stärkster Initiative und zähester Ausdauer die Outlawry of occupation zu betreiben — also ein logisches Teilstück jener Outlawry of war, die Deutschland nach der nordamerikanischen Initiative als erste Macht ergriffen, am 27. August 1928 zu Paris durch den Außenminister Dr. Stresemann persönlich mitunterzeichnet und am 6. Februar 1929 durch den Reichstag mit 287 gegen 127 Stimmen auch parlamentarisch ratifiziert hat.

Ich habe das Glück gehabt, Zeuge einer großen Feierstunde in der Aula der ältesten Hochschule des Deutschen Reiches zu sein, an jenem 5. Mai 1928, da zu Heidelberg der deutsche Außenminister Gustav Stresemann und der Botschafter der Vereinigten Staaten Jacob Gould Schurman anlässlich ihrer beider Ehrenpromotion die Outlawry of war, den sog. Kellogg-Pakt, sozusagen urbi et orbi verkündeten. Der amerikanische Botschafter nannte das Unternehmen der Verrufserklärung gegen den Krieg ein von den beiden Reichen begonnenes „großes und edles Abenteuer für die Sache der menschlichen Kultur“. Er gebrauchte das Wort „Abenteuer“ im schönsten naiven Sinne seiner mittelalterlichen Ursprünglichkeit, im Sinne eines tapferen, ungewissen und doch zuversichtlich und starknervig unternommenen Wagnisses. Aber im 20. Jahrhundert will solch ein Abenteuer rasch und fest in die Kleinarbeit des Alltags übergeleitet werden, soll es nicht in einen abenteuerlichen Traum und damit in Nichts-als-Schaum sich verflüchtigen. Auch der Out-

lawry of war droht dieses Schicksal, wenn sie sich nicht dahin auswirkt, daß der Krieg als solcher, als völkerrechtliche Einrichtung Stück für Stück abgebaut wird. Gibt es etwas Dringlicheres, als bei seinen Anhängseln zu beginnen? Zu den abbaureifsten Außengliedern der Kriegführung gehört die militärische Nachkriegsbesetzung des besiegten Landes. Ich setze hierher die lapidaren Sätze, mit denen mein werter Kollege und lieber Freund Willy Andreas am 1. Juli in der Heidelberger Befreiungsfeier aus der zwölfjährigen Rheinbesetzung das Fazit für die Beurteilung jeglicher Besetzung zog, Sätze, die von den Trümmerwänden des Heidelberger Schloßhofes schier schicksalsdumpf zurückhallten: „Besatzung heißt, wenn wir das Wort mit den Erfahrungen dieser Jahre füllen, nicht bloß Milliardenaufwand für unfruchtbare Zwecke, nicht bloß Einschränkungen und Entbehrungen, wie sie jede, auch die zuchtvollste Truppenbelegung mit sich bringt — Besatzung heißt mehr als das: heißt Polizeiwillkür, Verwaltungsschikane und Vergiftung auch des harmlosesten Alltags, Behördenbelästigung und Verkehrsbehinderung, Mißbrauch des Gesetzes und der Verordnungsgewalt, Unterdrückung der Preß- und Versammlungsfreiheit, Erdrosselung jedes freien Worts und Eingriff in heiligste Gefühle; Besatzung heißt Parteilichkeit, Rechtsbeugung und Justizvergewaltigung, Duldung, ja Begünstigung des Verbrechens; Besatzung heißt widerrechtliche Beschlagnahme von Eigentum, Schiebung und Erpressung, Freiheitsberaubung und Gefängnis; Besatzung heißt Herrschaft von Säbel und Peitsche, heißt Schändung und Mord!“ Man könnte hinzufügen: Besatzung heißt alle schlechten Elemente im besetzten Volkstum ermutigen, stärken, gebrauchen und züchten, heißt Beschirmung und Ermunterung alles lichtscheuen Gesindels, und heißt nicht zuletzt für die besetzende Macht selber Entwürdigung der Soldatentugend und der Kriegerehre, Hervorkehrung aller Schatten und Schlacken des militärischen Wesens durch seine Konfrontierung mit der wehrlosen Ohnmacht, heißt Soldateska gegen Bürgerlichkeit!

Gewiß, die ärgste Heimsuchung ist auch eine Läuterung, und das Inferno von 1923 wurde für das deutsche Volk am Rhein und als Ganzes ein gewaltiges Purgatorio, ein Reinigungsweg durch Blut und Asche, über Trümmer und Leichname. Nie vergessen wir die tiefe Verbundenheit, in der Bürger, Studenten und Arbeiter zu Tausenden hier auf dem spätwinterlichen Karlsruher Schloßplatz

den schlichten und kernigen Worten Friedrich Eberts lauschten, die er am 12. Februar 1923 vom Balkon des Präsidialgebäudes gegen den militärischen Eindringling sprach. Ihm in die Hand gelobten nachher die Chargierten der Korporationen dieser Hochschule, in der bedrängenden Not alles Trennende zurückzustellen und sich mit allen Deutschen nur als ein einig Volk von Brüdern zu fühlen. Aber unvergessen bleibt mir auch ein Gespräch, das er mit mir in später Mitternachtstunde führte, voll tiefer, verantwortlicher Sorge, die alle Schrecken kommen sah, wie sie dann kamen. Schon damals ging das Gespenst des Abfalls von der deutschen Sache in manchen rheinischen Notabelnkreisen um, superklug eingekleidet in eine List, die angeblich den Gegner dúpieren, ihn um seinen Preis prellen solle: ein bißchen Eigenstaatlichkeit, ein bißchen Eigenwährung, ein bißchen Eigenbrötelei — in den schwersten Stunden! Ja, das uralte deutsche Verhängnis reckte sich wieder empor. Am skrupellosesten verkörperte es sich in dem durch und durch honoratioren Herrn Dorten, der ja das Angesehenste an bürgerlicher Stellung, das es im Vorkriegspreußen gegeben hatte, in sich vereinigte: Staatsanwalt, Kgl. Hauptmann der Reserve, nie ohne Bügelfalte und Monkel, die Attribute des „Right honourable“, wie die zweitwilhelminische Zeit ihn verstand, hätschelte und züchtete. Es hat dazumal noch mancher, der von Herrn Dorten weit Abstand hielt und heute wieder in Würden und Ehren steht, offen oder heimlich mit der „Idee gelistet“ — nur das rheinische Volk nicht! Als alles vorüber war, in jenen Maitagen 1925, da das Rheinland die Pforten seiner Tausendjahrausstellung öffnen durfte, diesen überwältigenden Einblick in ein Millennium deutscher Größe vor der Schlacht von Fehrbellin, vor der preußischen Epoche Deutschlands, da sagte Stresemann an der Tafel des Gürzenich zu uns, die ihm gegenüber saßen: „Dieses Land hat mich darüber belehrt, welcher Verlaß auf ein Volk ist, und wie wenig Verlaß auf Notabeln.“ Das Volk in seiner Masse, ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit, hat im Bunde mit der unbeugsam sich jeder Versuchung widersetzen preußischen Regierung alles „Listen mit der Idee“ zuschanden gemacht. Die schlichten, namenlosen Bauern, Bürger, Arbeiter wollten nichts als deutsch bleiben; es war auch hier der unbekannte Soldat, der siegreich die Sache des Vaterlandes führte. Schreckliche Abrechnungen wurden notwendig. Das Ungeziefer, das aus den Schlupfwinkeln kroch, scharenweise, mußte zer-

treten werden; mit dem Separatismus konnte es keine Nachsicht geben. Fast schien es, als sei das schwarz-rot-goldene Banner wieder das Symbol jenes nationalen Furors geworden, von dem beseelt die Achtundvierziger es entrollt hatten, als Ferdinand Freiligrath dichtete: Schwarz ist Pulver — Rot ist Blut — Golden flackert die Flamme! Ja, mit Pulver und Blei, in Blut und Brand vollzog sich die grausige Abrechnung des rheinischen Volkes mit dem vaterlandslosen Gesindel. Zu Pirmasens in der Rheinpfalz wurden am 22. Februar 1924 die letzten pfälzischen Träger der separatistischen Aktion im Bezirksamt von der Volksmenge eingeschlossen und bei lebendigem Leibe verbrannt; von den rheinpreußischen Niedermetzungen der Verräterbanden in richtigen Schlachten wird die Chronik nun wohl auch bald offen erzählen dürfen. Das späte Mittelalter, der Dreißigjährige Krieg, schien wiedergekommen, das Homo homini lupus, und noch in diesen Feier-Tagen ist mancherorts beim Wiedererinnern an jene Monate der fränkische Zornmut übergekocht gegen die paar, die damals mit Leib und Gut davongekommen sind.

In Blut und Asche des Separatismus wurden die letzten Spekulationen Frankreichs auf die „moralische Eroberung des Rheins“ begraben. Ob sie es für immer sind, weiß niemand: nicht leicht trennt sich die Politik einer Nation von Plänen, die sie so oder so fast ein Jahrtausend lang, und genau seit einem Vierteljahrtausend, seit dem Winter 1679 auf 80, wo die ersten Réunionskammern arbeiteten, abwechselnd unterm Schein des Rechts und mit den Werkzeugen der Gewalt systematisch verfolgt hat. Es mag eine langwierige Rekonvaleszenz sein, bis Frankreich von den Zwangsvorstellungen der Réunions und Sanktionen am Rhein endgültige Genesung findet. Daß es sie finde, daran wird vielleicht das Schicksal Altabendlands hängen; denn der tragische Zwist der beiden großen Nationen des Geistes auf der neuzeitlichen Erde kann nicht weitergehen, ohne daß sich beide an ihm verbluten. Wir wünschen aufrichtig, daß der Fehlschlag aller französischen Rheinpolitik, wie er sich in dieser Abzugsstunde einer zwölfjährigen Okkupation erneuert hat, ein mehrhundertjähriges Zeitalter unheilvoller Illusionen für immer beschließen und damit den beiden Nachbarvölkern die Pforte zu einer verständigeren und fruchtbareren Zukunft auftun möge.

Aber werden wir uns auch bewußt, daß die ganze Welt der Genesung von falschen Rechnungen und falschen Rechnungsverfahren

bedürftig ist! Oft müssen, wie schon Kant ausgesprochen, Einrichtungen erst eingesetzt werden, damit ihr Geist die Menschen ergreife; ebenso müssen Einrichtungen manchmal abgeschafft werden, damit ihr Geist die Menschen loslasse. Die militärische Okkupation ist abschaffungsreif. Wir wollen es hier, von der Hauptstadt eines Landes aus, verkünden, das über seinen Flächenraum und seine Volkszahl hinaus durch die Kraft seiner frühzeitigen und selbstsicheren politischen Gesittung dem übrigen Deutschland ein Beispiel gegeben und damit hohes und edles Ansehen gewonnen hat. Ein Scherz im Volksmunde sagt: es wird nicht besser in der Welt, ehe nicht Rußland badisch geworden ist! Und wir, den Scherz zu Ernst wendend, bekennen uns zu dieser hohen Überlieferung der öffentlichen Gesittung, die der Begriff Baden ein Jahrhundert lang verkörpert hat — aber wir wissen auch, daß das politisch Kleine in unserer Epoche nur noch Bedeutung hat, wo es sich selber als ein Scherflein zum Größeren hingibt. Ja, wir wollen das Abenteuer für die friedliche Wohlfahrt der Menschheit praktisch beginnen, indem wir dem Kriege, mit dem Evangelium zu reden, sein ärgerlichstes Glied ausreißen: die Nachkriegsbesetzung! Neue Formen wird das Völkerrecht zu finden haben, in denen ein offenkundig böswilliger Kriegsschuldner zu seinen Verpflichtungen angehalten werden kann, hier harren des Völkerbundes selber nähere, dringlichere Aufgaben, als es jene sagenhaften Strafexpeditionen sind, die den Krieg überhaupt ersetzen sollen. Mögen die Völkerrechtslehrer zu Völkerrechtsschöpfern werden, um ein Werk zu schaffen, das der Mühe der Besten wert ist und dem ein wahrhafter Friedenspreis winkt: die Abschaffung der Besetzung. Outlawry of occupation! Dies werde die politische Frucht unserer Rheinbefreiungsfeiern. Das strengere und nüchternere Deutschland des Nordens sagt dem rheinischen Deutschtum zwischen Basel und Wesel gern nach, daß es lässig und zuchtlos, zu gern der heiteren und trägen Muße und Freude des Daseins hingegeben sei. Jeder Blick auf diese unsterbliche Straße deutscher Geistes- und Wirtschafts-, Volks- und Staatschöpfung widerlegt solche Selbstüberhebung eines Borussentums, dessen eigene Notwendigkeit und Heilsamkeit für unser Gesamtvolkstum wir ungeschmälert gelten lassen. Fügen wir der Fülle des weltweiten Wirkens, das von diesen begnadeten Landschaften ausgegangen, in ihrer Sonnigkeit gereift und von ihrer Menschlich-

keit genährt ist, neue Frucht hinzu! Wir rufen in dieser feierlichen Stunde die verantwortliche deutsche Politik, wir rufen vor allem den deutschen Außenminister und seine Mitarbeiter auf, das Feierkapitel der Rheinentsetzung nicht mit bloßen Worten zu füllen und zu schließen, sondern die Tat folgen zu lassen: nach und im logischen Gefolge der amerikanischen Initiative zur Outlawry of war nunmehr die deutsche Initiative zur Outlawry of occupation zu ergreifen. Was Deutschland in seinen rheinischen Landen während dieses Jahrzwölfts erfahren hat, dies werde der Ausgangspunkt dafür, daß kein Volk es je wieder erfahre! Die Besetzung des Rheins von 1918 bis 1930 nunmehr umgewandelt und umgewertet in die letzte militärische Nachkriegsbesetzung der Geschichte: dann wären diese Feiertage am Rhein, denen ein rheinisch sommerlicher Himmel selber den schönsten Baldachin ausgespannt und überwölbt hat, das geworden, was Feiern einer Nation immer sein sollten, ein Abschluß, der ein Anfang ist, ein Ausgang nationalen Leidens, der selber zum Ausgang übernationalen Segens wird.

Denn auch die Freiheit gewinnt man nur, um sie mitzuteilen und auszubreiten. Deutsch geblieben sind die besetzten Lande am Rhein dank der unbeugsamen Deutschheit eines unter dem härtesten Joch in Freiheit handelnden Volkstums; frei geworden sind die Lande am Rhein dank einer Staatskunst, welche kein anderes Ziel kannte, als, ohne die äußerlichen Mittel der Macht zu besitzen, aus der Werkstatt des Geistes hernieder sich die Werkzeuge zu holen, mit denen die Freiheit gewonnen werden konnte. Und so bekennen wir in dieser hochsommerlichen Mittagsstunde unter der ober-rheinischen Sonne, die bereits zum Zeichen des Hundsternes hin in den Zenit steigt, mit der andern Strophe aus dem vaterländischen Liede unseres halbverschollenen Dichters:

„Von Saaten die Täler sich regen,
Von Reben die Bergwand erglüht.
Ein Gut ist's, das alle wir pflegen,
Das ewig im Geiste erblüht:
Die Freiheit in sonniger Weihe!
Kein Deutschland, es sei denn das freie!“

